

Auch diese Stellungnahme Goethes zu seiner Dichtung steht wie der Inhalt selbst mit dem widerspruchsvollen, zweideutigen Charakter der deutschen Aufklärung im engsten Zusammenhang. In ihr liegt auch schon der Keim zu der Wandlung in seinen Anschauungen, die mit der Entwicklung der deutschen Zustände einhergeht.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Anatole France, *Les dieux ont soif*. Paris, Calmann-Lévy Editeurs. 360 Seiten. 3,50 Franken.

Anatole France, *Die Götter dürsten*. Roman aus der französischen Revolution. Autorisierte Verdeutschung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. München, Verlag Georg Müller.

Das geronnene Blut unter der Guillotine war nicht das einzige Rot auf dem Kolossalgemälde der Revolution: brennend und blühend rankten sich auch die Rosen der Liebe um all diese wilden und großen Tage. In dem ungeheuren Orkan der Leidenschaften, der über ein entkettetes Land dahinsetzte, erhob sich auch wieder die Liebe von der galanten Länderei der Kofotage zu echter Größe, und das Laster wandelte sich zur Leidenschaft. Sie alle, die Männer des Schreckens, mochte immer Blut an ihren Sohlen kleben, hatten zuzeiten ein zärtliches Leuchten in dem Blick, den eine verzerrende Gesichtslgende uns kalt nur und finster überliefert: Fabre d'Églantine, das Konventsmitglied, und Carnot, der Mann der Massenaufgebote, ließen wie anmutige Falter leichte und lose Liebesfliegen aufplattern, der gefürchtete Danton träumte in seinem Landhaus, umspinnen von Efeu und Feuerbohnen, in weichen Armen von ganz anderen Dingen als Aristokratenköpfen, Robespierre war schlicht bürgerlich verliebt, und selbst der starre Cato Saint-Just in der Römertugend seiner fünfundschwanzig Jahre hatte seine Madame Thorin und seine verschwiegenen Stunden.

Für Anatole France wäre es darum ein leichtes gewesen, mit kleinen Mitteln große Effekte zu erzielen, wenn er eine der berühmten oder bekannten Persönlichkeiten der Revolution herausgegriffen und in ihren Herzenströten und Akkordabenteuern dem neugierigen Leser vorgeführt hätte. An solchen Romanen, in denen nur die Namen und das Kostüm historisch sind, ist in der Literatur des letzten Jahrhunderts wahrhaftig kein Mangel. France hat aber den billigen Kniff vermieden, Personen auftreten zu lassen, die schon durch ihren Namen wirken, und gibt uns die Schicksale beliebiger Männer und Frauen aus dem großen Haufen, deren Namen kaum etwas zur Sache tut. Aber die feine und erlesene Kunst dieses Franzosen, der mit allen Essenzen der romanischen, der lateinischen Kultur durchtränkt ist und sich dabei mit Stolz Sozialist nennt, zeigt sich in der Art, wie er, ein Schöpfer, seinen Personen zeitgeschichtlichen Odem einzuhauchen versteht. Nicht nur wie sie das Haar tragen oder das Busentuch falten, sondern auch wie sie fühlen, denken und sprechen, sind sie echte Kinder der Revolutions-epoche und bei all dem keine abstrakten und papierenen Beispiele, sondern sie leben und haben Fleisch und Blut.

Die kurze Spanne Zeit, in der sich die Ereignisse des Romans abspielen, zeichnet in ihrem Wesentlichen France an einer Stelle seines Buches, wo er auch den Titel erklärt: „Die Gefängnisse waren überfüllt; der öffentliche Ankläger arbeitete achtzehn Stunden am Tage. Den Niederlagen der Heere, den Aufständen der Provinzen, den Verschwörungen, den Komplotts und den Verrätereien setzte der Konvent den Schrecken entgegen. Die Götter hatten Durst.“ Von diesem Hintergrund hebt sich Evarist Gamelin ab, ein Künstler ohne all das, was wir Künstlerblut zu nennen lieben. Als Maler ist er ein Schüler Davids, der zu dem antikisierenden Faltenwurf der Revolution die römische Deforation lieferte, und haßt Frehonard, Watteau und Voucher als die künstlerischen Lobredner einer Welt von Rosen, Myrten, Schönheit und Lust, die er verabscheut. Denn er ist

zugleich ein begeisterter Anhänger Robespierres, ein Mann, für den die Erde seit Erklärung der Menschenrechte keine Rätsel mehr birgt, einer jener starren und gradlinigen Fanatiker, denen das Weltbild von den Falken der Guillotine eingerahmt ist. Er steigt zum Geschworenen des Revolutionstribunals auf, läßt mitleidslos und aus dem Gefühl einer überirdischen Notwendigkeit heraus Köpfe springen, schießt seinen Schwager aufs Schafott, weil er ein Aristokrat ist und Gvarists Schwester entführt hat, und setzt auch die Verurteilung eines ganz Unschuldigen durch, weil er in ihm den Verführer und früheren Liebhaber seiner Geliebten Glodie wittert. Diese Glodie, eines Wildhändlers Tochter, ist nicht sehr jung und nicht sehr hübsch, aber mit gesunden Zähnen begabt und voll Lust, in die Früchte der Liebe kräftig hineinzubeißen. Gvarist in seiner kalten Schönheit gefällt ihr, sie reizt ihn und nimmt ihn mehr, als er sie genommen hätte. Als er sich das erstemal ihren Armen entwunden hat und auf die Gasse tritt, wirft sie ihm als Abschiedsgruß eine rote Nelke zu, die wie ein Blutstropfen vor seine Füße fällt. Und eine rote Nelke, vor seine Füße fallend, ist auch ihr letzter Abschiedsgruß, als er, nicht lange danach, am 9. Thermidor, zugleich mit dem gestürzten Robespierre, an ihrem Fenster vorbei zur Guillotine geführt wird. Daneben andere Personen, Gvarists Mutter, Schwester, Freunde und Hausgenossen, Revolutionäre und Royalisten bunt durcheinander, aber alle, ohne Klischee, ohne Abstempelung in Gute und Schlechte, rein menschlich gesehen und gestaltet. Da ist Brotteaux, ein verarmter Steuerpächter, der sich mit der Verfertigung von Hampelmännern durchschlägt, ein von Voltaire, Diderot, Helvetius und Holbach beherrschter Freigeist, der auf der letzten Fahrt aus seinem Lukrez philosophischen Trost schöpft, und sein Widerpart und Zufallsfreund, ein Weltgeistlicher, der sich hartnäckig bemüht, statt einer Verteidigung dem Revolutionsgericht den Unterschied zwischen Franziskanern und Barnabiten klarzulegen; im Gefängnis ist er stets außer sich, wenn ein ungläubiger Spötter heiter und gefaßt sich zum Abschied vom Leben anschießt. Der Schluß des Romans entspricht durchaus dem Skeptiker France: Glodie nimmt sich nach dem Tode ihres Geliebten einen seiner Freunde in die Kammer und empfiehlt ihm mit denselben Worten vorsichtigen und geräuschlosen Rückzug über die Treppe, damit der Vater nicht aufwacht, wie einst Gvarist. Ein lächelnder Kenner menschlicher Dinge scheint mit dieser Szene an seine Erzählung die Moral anzuschlagen, daß die Liebe ewiger ist als die Revolution und daß die Triebe, die auf Vernichtung, und die anderen, die auf Erzeugung von Leben abzielen, einander in stetem Wechsel ablösen und ergänzen.

Das wunderbar klare Französisch Frances, das leuchtet wie geschliffener Stahl und biegsam ist wie eine echte Klinge, läßt sich schlechterdings nicht ins Deutsche übertragen. Indessen hat Oppeln-Bronikowski sein möglichstes getan, wenn auch eine Reihe von Fehlern, die sich aus einer nicht zureichenden Kenntnis revolutionärer Bräuche und Ereignisse ergeben, störend auffällt.

Hermann Wendel.

N. v. Westenholz, Das Gesetz der Bestie. Erzählungen mit Illustrationen vom Verfasser. Verlag Langen. 2 Mark. 143 Seiten.

Der Autor macht von vornherein den Eindruck eines Offiziers, der die Befehung von Bosnien-Herzegowina durch die Oesterreicher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aktiv mitgemacht hat und der nun seine Erlebnisse zu Erzählungen gestaltet, die in das Völkergewirre des europäischen Wetterwinkels hineinführen. Es ist verwunderlich, daß wir bei all unserem literarischen Kosmopolitismus keine moderne Balkanliteratur haben, trotzdem der Balkan in den letzten Jahrzehnten der literarischen Hochproduktion nicht aus dem öffentlichen Interesse geschwunden ist. Was uns Noda Noda bisher an südwestlichen Satiren vorgelegt hat, sind keine dichterischen Bilder der Leute in Opanken und Lammfelljacketen, sondern Schnurren, gesehen aus der verzerrten Wangenperspektive, in der der „Simplicissimus“ seine Nikitas und Petrowitsche erscheinen läßt. Westen-